

1961 Die Antenne unterm Dach

Ab 1960 kauften immer mehr Leute einen Fernseher. Die Geräte hatten rechts unten einen Knopf, an dem man drehen konnte. Und wenn man drehte, kam irgendwann der Punkt, wo man westsehen konnte. Und wenn man weiterdrehte, war man wieder in Adlershof. Das Drehen gefiel der Partei- und Staatsführung überhaupt nicht. Das Westfernsehen wurde geächtet, und alle, die vom Staat noch irgendwas wollten, mußten so tun, als wenn es kein Westfernsehen gäbe. Einige Funktionäre ließen den Westkanal ausbauen, andere hängten die Antenne unters Dach und ließen "aus Versehen" den Ostkanal ausbauen. Auf Plattenbauten wurden Gemeinschaftsantennen installiert, um eine Antennenausrichtung zu erreichen, mit der man nicht oder schlecht westfernsehen konnte. Auch dabei gab es Mißgeschicke, wenn die Mieter sich einig waren. Nur im hintersten Sachsen (im Tal der Ahnungslosen) und in Vorpommern gab es das Problem mit dem Westfernsehen nicht.

Die Schwachstelle bei der Geheimhaltung der häuslichen Sehgewohnheiten waren die Kinder. Egal ob "Lassie" oder "Fury", ob "Das Halstuch" oder "Auf der Flucht", ob Havenstein oder Hallervorden, spätestens am nächsten Tag wurde in der Schule alles ausgeplaudert. Und manche Eltern fragten wiederum ihre Kinder, wer von den Klassenkameraden am Vortag was gesehen hatte. Es war wie im Märchen vom Schweinehirten, wo der Hirt mit seinem Spezialtopf riechen konnte, was in jedem Haus gekocht wird, nur daß es ums Fernsehen ging. Fast jeder achtete auf fast jeden, aber fast keiner sah die "Aktuelle Kamera".

Da mein Vater sich im Staatsdienst befand, hing die Antenne unter dem Dach, und ich mußte abends um sieben ins Bett gehen, bis ich aus dem Fernshealter raus war. Jeden Abend gab es ein Theater im Wohnzimmer. Nach dem Sandmännchen wurde ich aufgefordert, mich in die Küche und anschließend ins Bett zu begeben. Manchmal wich ich unter den Wohnzimmertisch aus, von wo ich zuweilen so ausdauernden Widerstand leistete, daß ich noch "das Wetter" oder gar den Anfang der "Aktuellen Kamera" sehen konnte. Aber Vater wollte eigentlich lieber umschalten zu so interessanten Sendungen wie "Was bin ich?", "Wer ist der Mann?", "Graf Yoster gibt sich die Ehre", "Gefährliche Experimente" oder "Die seltsamen Methoden des Wanninger".

1962 Die "Wurst am Stengel"

Es war die Zeit der Kollektivierung der Landwirtschaft angebrochen. In der Zeitung gab es täglich eine Rubrik, in der die Kuh Flora und die Sau Jolanthe für den Übergang vom Ich zum Wir und die Futtersammlung warben, vor dem Eingang der Schule lag oft eine Seuchenmatte, in den Straßen standen hölzerne Futterkübel und die Lehrer schwärmten von sowjetischen Produktionsmethoden in der Landwirtschaft. 1961 wurden nach sowjetischem Vorbild überall Offenställe für die Rinder gebaut. Auch unsere Klasse machte unter fachkundiger Anleitung der Klassenlehrerin H. eine Wanderung, um einen Weimarer Offenstall zu besichtigen. "Als die Einzelbauern noch jeder für sich wirtschafteten, waren solche Neuerungen nicht möglich, aber die sowjetischen Kolchosbauern, die vom Privateigentum befreit sind, haben ganz neue Produktionsmethoden entwickelt, wodurch der Siebenjahrplan noch schneller erfüllt werden kann." Im anschließenden Winter holte sich das Rindvieh eine ordentliche Erkältung, und alle Offenställe wurden in einer Blitzaktion mit Brettern zugenagelt.

Das nächste Experimentierfeld war der Maisanbau, worum sich Walter Ulbricht und Nikita Chruschtschow persönlich kümmerten. Der Propaganda-Mais nannte sich die "Wurst am Stengel". In der Kino-Wochenschau ("Der Augenzeuge") wurden Nikita und Walter auf einem riesigen Maisfeld in der Ukraine gezeigt, wo sie die Wachstums- und Reifeprozesse kontrollierten. Da rief einer aus dem Publikum in den dunklen Kinosaal: "Jagt den Ziegenbock aus dem Maisfeld!", was auf Ulbrichts Ziegenbart abzielte.

Das Licht ging an, der Rufer wurde gesucht, der Hauptfilm wurde zur Strafe nicht vorgeführt, aber der Rufer konnte trotz intensiver Bemühungen nicht identifiziert werden. Die Kinofans hatten auch ohne Hauptfilm ihren Spaß gehabt.

1965 Der Fahnenappell

Montags wurde eine halbe Stunde früher aufgestanden, als sonst in der Woche, und das kam so: Nach den Zerstreungen des Wochenendes, wo viele Schüler sich mit ihren Eltern kleinbürgerlichen Vergnügungen oder gar dem dekadenten Westfernsehen hingegeben hatten, wurde es für erforderlich gehalten, wieder zum Klassenkampf überzuleiten. Das weiße Pionierhemd mit dem bei zahlreichen Wäschefesten ergrauten Kragen wurde angelegt und ein blaues Tuch um den Hals gebunden, ein rituell-virtuelles Zipfelchen von der Pionierfahne. In diesem Aufzug wurde hinter der Schule auf einem eigens hergerichteten Platz klassenweise Aufstellung genommen, so daß insgesamt ein Halbkreis entstand. Vorn in der Mitte befand sich, die Älteren werden sich noch daran erinnern, ein Fahnenmast. Rechts vom Mast standen der Schuldirektor Vo. und die Pionierleiterin Le. Zunächst mußte gemeldet werden. Also wurde erstmal durchgezählt. Dann meldete der Letzte im Glied an den Gruppenratsvorsitzenden: "Klasse sowieso mit x Pionieren zum Fahnenappell angetreten". Dazu gehörte eine Handbewegung, die aus dem Kölner Karneval stammt, die rechte Hand wurde in Richtung Kopf bewegt. Im Unterschied zu den Funken Rot-Wiss sollte das ganze aber militärisch-zackig aussehen. Dann setzte sich der Gruppenratsvorsitzende in Richtung Pionierleiterin in Bewegung, und dort angekommen wurde die Meldung einschließlich Handbewegung noch einmal wiederholt. Wenn alle sieben Klassen endlich fertig gemeldet hatten, rief die Pionierleiterin: "Seid bereit!", und alle Schulklassen antworteten: "immer bereit". Dann wurde zu "Kleine weiße Friedenstaube", "Der kleine Trompeter", oder dem Thälmann-Lied die Fahne hochgezogen. Und dann kam das Ereignis, worauf sich alle so freuten: Entsprechend dem Fortschritt des Jahres und streng nach dem roten Heiligenkalender hielt ein Lehrer oder die Pionierleiterin eine flammende Rede. Anlaß waren Geburtstage und Todestage von verflossenen Parteigrößen wie Ernst Thälmann, Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht, Karl Liebknecht, Nikita Chruschtschow, Karl Marx, Friedrich Engels und des russischen Syphilitikers W. I. Lenin, dessen nicht ganz jugendfreier Tatendrang damals noch keine Erwähnung finden durfte. Dazu kamen wichtige Jahrestage wie Republikgeburtstag, Jahrestag der Oktoberrevolution, und Pioniergeburtstag. Alle diese Themen brachten unseren Schuldirektor Vo. ins Schwitzen. Er war groß und bullig, aber hatte sich ein kindliches Gemüt bewahren können. Es reichten wenige Worte wie: "Thälmann", "Sowjetunion", "Gagarin", "Sputnik" oder "Siebenjahrplan", und passend zum weinroten Anzug wurde sein weinroter Kopf immer röter, er fing ordentlich an zu schwitzen, und dicke Tränen kullerten aus den Augen. Dazu gehörte der Griff in die Hosentasche, aus der er ein Schnupf- und Schweiß Tuch in der Größe eines Kopfkissens hervorzauberte. Den Rest der jeweiligen Rede gab er sich ungehemmt, aber durch das Tuch verhüllt

seinen Emotionen hin. Die Jugend aber, ähnlich wie schon von Wilhelm Busch beobachtet, dachte froh: "Alter Junge, bist Du so?"

1968 Ulbricht-Witze

Davon gab es freilich Hunderte. Im Zusammenhang mit einem Besuch Ulbrichts im Mähdrescherwerk (später Weimar-Werk) machte folgender Witz die Runde: Zuerst besucht Ulbricht die Verwaltung. Er sieht einen Menschen im weißen Kittel und erkundigt sich, was dieser Kollege hier arbeiten würde. "Ich bin Ingenieur", erhält er zur Antwort. Ulbricht erwidert: "Ab morgen sind Sie Oberingenieur". Weiter führt die Betriebsbesichtigung in die Werkhalle. Ein Mann im blauen Kittel antwortet Ulbricht auf die Frage nach seinem Tun, er sei Meister. Ulbricht sagt: "Ab morgen sind Sie Obermeister". Auf dem Weg über den Hof sieht Ulbricht ein Männlein in einem blauen Schlossezug und fragt, was das Männchen denn sei. Auf die Antwort "Ich bin Schlesier" erwidert Ulbricht, den Sinn der Antwort sicher nicht ganz genau erfassend: "Ab morgen sind Sie Oberschlesier !"

1968 Deutschland einig Vaterland

Die Zonengrenze war schon vor sieben Jahren zugeschnappt, und es wurde im Musikunterricht oder beim Fahnenappell unentwegt vom einheitlichen Vaterland gesungen. Meine Klassenkameraden oder ich wären aber nie auf die Idee gekommen, daß ein einheitliches Vaterland auch gemeint sei. Die Kommunisten redeten ja auch von Freiheit, ohne welche zuzulassen, oder sie sangen vom Morgenrot, obwohl sie eher Finsterlinge waren. Die Welt der Gesänge, das wußte jeder, hatte mit der wirklichen Welt außerhalb des Schulhofs nichts gemein.

Ohne große Not gab es 1968 jedoch eine Direktive von ganz oben, die Nationalhymne nicht mehr zu singen. Solche wichtigen Nachrichten verbreitete Schuldirektor Vo. immer selber, und nun trat er vor die Klasse und begründete diese Änderung. Vom sozialistischen Staat deutscher Nation war die Rede und von der DDR als Erbin aller schönen und guten Traditionen. Für die imperialistische BRD war als Erbteil dasjenige vorgesehen, was man nicht so schön fand oder nicht gebrauchen konnte, so der schäbige Rest.

Das Problem war die Umsetzung der neuen Weisung. Es dauerte fast ein Jahr, bis wir verinnerlicht hatten, daß ein Lied, das immer gesungen worden war, nicht mehr gesungen wurde. Wie die Pawlowschen Hunde begannen wir beim Erklingen der Hymne zu singen. Schuldirektor Vo. pflegte bei den ersten Takten den Zeigefinger vor seine gespitzten Lippen zu halten, wenn die ersten Töne erklangen, so daß wir erkennen konnten, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht war.

1970 Wie wir Willy Brandt verpassen sollten

Manchmal kommt es zu ungewollten Dingen gerade deshalb, weil man sie mit Macht verhindern will. 1970 war Bundeskanzler Brandt in Erfurt zu Besuch. Schnell hatte es sich herumgesprochen, daß er am Nachmittag so gegen 13 Uhr durch Weimar zum Buchenwald fahren wollte. Das wußten auch Schuldirektor He. und sein Parteisekretär Le. An der vorgesehenen Fahrtroute standen seit Mittag schon Menschen und Spitzel, die entweder winken oder beim Winken dabeisein wollten.

Um zu verhindern, daß wir Schüler uns auch an die Straße stellen, war in der Schule ein nachmittagfüllendes Programm entworfen worden. Von der Hochschule für Architektur und Bauwesen war der Marxismus-Leninismus-Dozent Dr. Fr. ausgeliehen worden. Er hielt eine lange Rede über die Rolle der Bedeutung, das Wesen und den Inhalt der Macht der Partei der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten unter den Bedingungen der Angriffe von sozialdemokratistischen Ideologien und über die ideologischen Anforderungen, die unter den Bedingungen der erforderlichen Zurückdrängung des Sozialdemokratismus an die Studenten bei einem Hochschulstudium gestellt würden. Das konkrete Hauptanliegen von Dr. Fr. bestand aber darin, uns zu motivieren, eine Hochschule immer mit frisch geputzten Schuhen zu betreten. Er würde immer auf das Schuhwerk der Studenten achten, da sich an den Schuhen die Haltung eines Menschen ablesen läßt. Ich konnte beobachten, wie viele Zuhörer sich verstohlen und mit wachsenden Selbstzweifeln ihre Latschen betrachteten. Gegen 15:30 war Dr. Fr. ausgepumpt und fertig, und Willy Brandt hatte Verspätung. Jetzt mußten die Klassenlehrer ran, um Zeit zu schinden. Unser Lehrer Vo., ein gewesener Wehrmachtshauptmann, hatte mit M/L nichts am Hut. Wie Helmut Schmidt ein Mann der Grundtugenden, appellierte er mehrmals jede Woche an uns, mehr Energie an den Tag zu legen, sich nicht von der Truppe zu entfernen und den Kopf nicht ohne Not aus dem Schützengraben zu strecken. An guten Tagen gab es noch ein paar Hinweise, wie man sich gegen russische Scharfschützen wappnen und die Probleme des Überlebens damit meistern kann. Von dieser Standardrede, sie hieß klassenintern "Das Wort zum Sonntag", gab es nun in der Wochenmitte schon eine Überdosis, so daß es 16:30 wurde. Willy Brandt war zwar immer noch nicht durch Weimar gefahren, aber dem Schuldirektor fiel nun wirklich nichts mehr ein, und wir wurden entlassen. 200 Meter neben der Schule verlief die Fahrtroute des Kanzlers, wo sich fast alle Schüler unserer Klasse als antisozialistisch-reaktionäre Lumpen mit ihren mistigen Schuhen aufstellten. Wir mußten noch ein Viertelstündchen warten, dann fuhr tatsächlich Willy Brandt an uns vorbei.

1971 Erster Mai

Die Kampagne gegen den Sozialdemokratismus hatte ihren Höhepunkt erreicht, als die Werktätigen den ersten Mai 1971 feierten. Der erste Mai begann alljährlich mit dem Sammeln an vorbestimmten Stellplätzen und dem Streit darüber, wer die Spruchbänder und Fahnen tragen sollte. Wenn Fahnenträger und Spruchbandträger bestimmt waren, setzte sich der Zug sehr langsam in Bewegung und kam immer wieder ins Stocken. Dieses stop and go dauerte bis zum Erreichen der Karl-Liebnecht-Straße (im Voksmund wegen der rußgeschwärzten Fassaden "Gaskammer" genannt). In der Karl-Liebnecht-Straße bekam der Umzug regelmäßig das Rennen. Die Reihen rissen auseinander, es entstanden Lücken und man erreichte den Goetheplatz, wo links die Tribüne aufgebaut war. Die 100prozentigen blickten nach links zur Tribüne und winkten ihren Obergenossen zu, die von der Tribüne zurückwinkten. Die Massen sahen irgendwo hin und ignorierten die Halbaffen auf der Tribüne, die man eh` besser nicht kannte. Nach dem Passieren der Tribüne kam man in die Heinrich-Heine-Straße, wo der Zug sich auflöste. Auflösen ist gut, während der Zug in den sechziger Jahren noch geordnet bis zum Sophienstiftsplatz kam, erreichte er in den Achtzigern nur noch mit Mühe die Löwenapotheke. Fahnen und Spruchbänder wurden größtenteils eilig an die Hauswände gelehnt und die Träger wie die Mitläufer entfernten sich unauffällig und

rasch zu den Bratwurstständen. Sammler von Fahnen und Spruchbändern wären sicher auf ihre Kosten gekommen, aber es gab kaum Sammler, da an Fahnen und Sprüchen ein absolutes Überangebot herrschte. Neben der Tribüne auf dem Goetheplatz gab es eine Besonderheit. Ein Sprecher stand an einem Mikrofon und las unentwegt etwa folgenden Text: "Wir begrüßen die Genossenschaftsbauern der LPG "Ulrich von Hutten", die ihren Plan bereits zum 30. April mit 41,4 % erfüllt haben. An der Spitze marschiert die Brigade Sowieso mit dem Genossen Sowieso, die hohe Leistungen im Plan Wissenschaft und Technik bei der Einführung der neuen automatischen Rübenhacken in die Produktion erreicht haben. Wir danken den Werktätigen der Brigade Sowieso für ihre hohen Leistungen, die nur unter Anwendung neuester sowjetischer Erfahrungen erreicht werden konnten, hoch lebe die deutsch-sowjetische Freundschaft, sie lebe hoch, sie lebe hoch, sie lebe hoch.....Wir begrüßen die Werktätigen des VEB Dreikäsehoch, die hohe Leistungen bei der Versorgung der Bevölkerung mit hochwertigen Käsesorten erbracht haben. Zusätzlich zum Plansoll wurden im Rahmen der Konsumgüterproduktion täglich 20 Blumenampeln produziert. Die Brigade Sowieso unterstützt den Freiheitskampf des chilenischen Volkes mit einer Spende von 144 Mark. Hoch lebe die antiimperialistische Solidarität, sie lebe hoch, hoch, hoch. Wir begrüßen die Schüler und das Lehrerkollektiv der Pestalozzi-Oberschule. Zu Ehren des soundsovielten Plenums der Partei der Arbeiterklasse haben die Schüler der Klasse 7a 3,7 Tonnen Altpapier gesammelt. Der Erlös wurde für das Pfingsttreffen der FDJ in Berlin zur Verfügung gestellt..... usw.

1971 wurde experimentiert. Gegenüber der Tribüne befand sich die Eingangstreppe der Hauptpost mit einem ausreichend großen Podest. Hier wurde unsere Schulklasse in Stellung gebracht. Ein Herr von der Kreisleitung mit einer Flüstertüte hatte mit uns Sprechchöre eingeübt. Wenn er mit der Flüstertüte zu schreien anfangen mußten wir was einstudiertes rufen. Die Hauptsprüche waren: "Wir fordern von dem Willy Brandt, die DDR wird anerkannt" und "Freundschaft zur Sowjetunion ist Ruhm und Ehre der Nation". Immer wenn der Redner von der Tribüne mal kurz Luft holte, fing unser Schreier von der Posttreppe an zu schreien "Wir fordern von dem Willy Brandt, die DDR wird anerkannt" oder "Freundschaft zur Sowjetunion ist Ruhm und Ehre der Nation", und wir riefen es ihm nach. Nach etwa zwei Stunden hatten die von der Tribüne unser Gerufe satt, und bestellten die Sprechchöre von der Posttreppe einfach ab. Der Heini mit der Flüstertüte war ziemlich deprimiert. War er nicht gut? Hatte er was falsch gemacht? Hatte er die Ohren der gegenüberstehenden Genossen beleidigt?

1973 Der Affe auf dem Weg zur Arbeit

Im Fach Marxismus-Leninismus gab es drei Kurse: Marxistisch-Leninistische Philosophie, Politische Ökonomie des Kapitalismus sowie des Sozialismus und Wissenschaftlichen Kommunismus. Für Philosophie war Frau Prof. R. zuständig. Sie hatte ein Lieblingsthema, mit dem sie die Studenten jedes Jahr wieder traktierte: Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. Sie stützte sich in ihren Seminaren auf eine gleichnamige Schrift von Friedrich Engels, und diese Schrift sollten die Studenten mit Eifer lesen. Einmal kam in das Obergeschoß der Thüringischen Buchhandlung in Weimar ein Student. Er machte sich eine ganze Weile ohne Erfolg am Broschürenständer mit den roten Heftchen zu schaffen. Eine freundliche Verkäuferin wollte helfen und fragte ihn nach einer Weile nach seinem

Begehr. Nicht ganz sicher hinsichtlich seines Buchwunsches sagte er etwas zögernd: "Ich such den Affen offem Wech zur Orbeit !"

Morgens mußte ich immer an diesem Bücherladen vorbei, wenn ich zur Arbeit ging. Jeden Morgen mußte ich grinsen und dachte: "Der Affe auf dem Weg zur Arbeit".

1974 Das "Schmale Handtuch"

Genau gegenüber vom Gothehaus steht ein sehr schmales Gebäude. Es war früher das Wirtshaus "Zum Goethebrunnen". Es wurde unter Bezugnahme auf die Gebäudebreite allgemein "Schmales Handtuch" genannt. Wirtin war Frau Fritz. Sie war durch die Kriegswirren aus Ostpreußen zugereist. Entsprechend laut und direkt war sie auch, wenn auch niemand behaupten konnte, sie wäre jemals unfreundlich zu ihren Gästen gewesen.

Im "Schmalen Handtuch" gab es mit dem Mikrotom geschnittene Schnitzelchen mit Bratkartoffeln, Hackeklößchen mit Bratkartoffeln und Bauernfrühstück aus Bratkartoffeln. Auf dem Bord stand ein Glas mit Soleiern und auf dem Ofen einige Flaschen Bier zum Anwärmen. Das Bier war für die alten Herren mit Nierensteinen. Das Bier aus dem Faß schmeckte so, als wenn die Bierleitung täglich mit ATA gereinigt worden wäre. Am Eingang stand eine Blechtafel mit blechernen Schiebeschildchen, auf der die oben erwähnten Gerichte ordentlich mit Preis bekanntgemacht wurden.

Einmal kam ein Ehepaar aus dem Westen in die Wirtschaft. Es wurde nach der Speisekarte verlangt. Nach zwei Sekunden schepperte Frau Fritz die Blechtafel auf den Tisch der Wessis, daß die eingeschobenen Blechtäfelchen klapperten und brüllte: "Hier, meine Herrschaften, wie im Interhotel !!"

1978 Der Jakob friert ein

In den siebziger Jahren hatte ein gewiefter Saboteur den Neuerervorschlag gemacht, bei den Heizkörpern der Zentralheizungen die Ventile und die Kurzschlußstrecken einzusparen. Dadurch blieben der Volkswirtschaft gewaltige Aufwendungen für Ventile und Rohrleitungen erspart, und der Neuerervorschlag wurde angenommen. Das Ergebnis nannte sich etwas verharmlosend "Einwegheizung". Aus jeder Stunde und jedem Gramm Material mehr Nutzen, hieß damals die Parole. Leider kostete es mehr Braunkohle. Außerdem konnte man die verdammten Heizkörper nicht abstellen. So hatte es sich eingebürgert, daß im Studentenwohnheim Jakobs-plan die Fenster auf einen Spalt aufgelassen wurden. So wurde es auch in den Weihnachtsferien gehandhabt. Die Fenster wurden offengelassen, und die Studenten fuhren in die Ferien. Sonst hätte man ja bei der Wiederkehr erstmal gehörig schwitzen müssen. Und schwitzen wollte keiner. Nun hatte der Sylvestertag eine Besonderheit. Gegen 16 Uhr hatte es noch erträgliche 10 Grad über Null, innerhalb von 15 Minuten fiel das Quecksilber um 20 Grad und es begann zu schneien. Das wäre noch nicht schlimm gewesen, aber wenn es passiert, dann meistens richtig. Gegen 23 Uhr fiel bei einer Temperatur von minus 25 Grad fast im ganzen Ländchen der elektrische Strom aus. Ich kann mich noch erinnern, wie Sylvester bei Kerzenlicht angestoßen wurde. Das war zwar besinnlich, es erinnerte an Nachkriegszeiten, aber nun wurde es im Studentenwohnheim Jakobsplan ernst, denn die elektrischen Pumpen der Heizungsanlage arbeiteten nicht mehr. Bei offenen Fenstern war es eine Frage von Minuten, daß die ersten Heizkörper einfroren. Am ersten Arbeitstag in

der Hochschule war Heulen und Zähneklappern angesagt und es wurden die Schuldigen gesucht. Nur die Ofenheizungen in der Marienstraße funktionierten noch. Hier wurde der Krisenstab eingerichtet. Die Mitarbeiter wurden zum Schneeschieben geschickt, in der Stadt waren nach zwei Stunden die Kerzen ausverkauft, zum Schluß wurden in der Drogerie Wünscher die letzten vorrätigen Altarkerzen in handliche Stücke für den Kleinverbraucher geschnitten.

1979 Wilder Westen im Resi

Das "Resi" hatte zu Großherzogs Zeiten einmal Residenzkafee geheißen, aber das war lange vorbei. In den siebziger Jahren war es berühmt-berüchtigt durch die Rosenmontagsfeiern, die regelmäßig jedes Jahr abgingen. Die Wirtschaft war zu diesem Großereignis regelmäßig so voll, daß niemand umfallen konnte. Die Getränke mußten von den Kellnern durchgereicht werden, weil keine Bahne mehr war. Eine Band machte Musik und bei den Titeln "Schneewalzer" und "Schongs-Ällisee" wurde der Höhepunkt der Stimmung erreicht. Rotweinflecken an der Decke waren keine Seltenheit, nach Rosenmontag wurde oft renoviert. Die Werkstätigen entfernten sich von ihrer Arbeit, um bei der Feier teilzunehmen. Die Freundin hatte sich das so ausgedacht: Zum Frühstück verließ sie ihren Betrieb und gegen 14 Uhr kam sie zurück. Natürlich war sie nicht mehr absolut nüchtern und irgendwie hatte ihr Chef, Herr H. mitbekommen, wo sie gewesen war. Er bestellte sie kurz vor Feierabend ein und kanzelte sie ab. Die Unterredung endete mit dem Satz: "Värrlassen Sie den Rrraum!". Nächsten Tag hatte er einen Verweis zu Papier gebracht: "Da Sie während der Arbeitszeit in eine Wirtschaft eingekehrt sind, erteile ich Ihnen hiermit einen Verweis". Die Freundin suchte sich bald einen neuen Betrieb. Die neue Chefin war etwas lebensfreudiger. Einmal war sie so betrunken, daß sie in der Meyerstraße beim Aussteigen aus dem Auto wie ein Brett in den Schlamm fiel. So etwas gefiel den Werkstätigen.

Aber zurück zum Resi. In der Hochschule gab es einen braven Handwerker, der in der Modellwerkstatt angestellt war. Da viele Modelle aus Gips gefertigt wurden, hieß er der "Gipser". Der Gipser hatte Geburtstag und saß über Mittag mit einigen Freunden zum Feiern im Resi. Das Resi war wie jeden Mittag gut gefüllt. Alle Plätze waren belegt. In diesem Moment öffnete sich die Türe und drei aufgetakelte junge Frauen kamen herein. Sie hatten Cowboy-Klamotten an und waren aus dem Westen. Von den Hüten über die Westen und Gürtel bis zu den Stiefeln und den Sporen war alles gut, teuer und stilgerecht. Die drei Grazien standen beim Eingang und schauten nach Sitzplätzen, während der Geräuschpegel in der Wirtschaft kontinuierlich abnahm. Sie waren in der damaligen Situation etwa so unauffällig wie ein Trupp Eskimos in der Wüste Gobi oder ein Schwein in der Moschee. Nach einigen Sekunden waren alle Köpfe zu den Cowgirls herumgegangen und die Gespräche waren verstummt. Es wurde gegafft. Auch die Resikellnerinnen waren wie angewurzelt stehengeblieben und starrten ebenfalls auf die drei falschen Cowboys. Es herrschte einige Sekunden absolute Stille und in diese Stille hinein stieß der Gipser einen markerschütternden Indianerschrei aus. Das ganze Resi brüllte und krümmte sich vor Lachen und die drei Wildwestgirls zogen frustriert von den wild-östlichen Sitten von dannen.

1979 Tücken der Propaganda

Über diese Geschichte, die sich in Ostberlin zugetragen hatte, lachte man auch in Weimar. Es wurde der 30. Jahrestag der DDR vorbereitet, und überall wurden Spruchbänder und Wandzeitungen aufgehängt. In Karlshorst befand sich eine Trabrennbahn, die genauso wie die DDR auch 1949 gegründet worden war. Der Betriebsleiter wollte besonders fortschrittlich sein, und beide 30. Geburtstage miteinander verknüpfen. Er ließ ein großes rotes Schild malen, auf dem zu lesen stand: "Dreißig Jahre DDR - dreißig Jahre Trabrennen". Binnen weniger Tage war das Schild wieder weg.

Ähnlich ging es dem Staatszirkus der DDR, der folgendes Plakat drucken ließ: "Staatszirkus der DDR - Meisterleistungen in Dressur und Artistik".

1979 Ausflug in die Kulturgeschichte

Ich wohnte Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre in einem kleinen Zimmer in der Scherfgasse. Das besondere am Haus waren die Toiletten. Sie waren auf dem Hausflur angeordnet und wurden geschoßweise jeweils von mehreren Familien benutzt. Es handelte sich um Trockentoiletten, im Amtsdeutsch eine TC-Anlage. Wenn das Gemach im 2. Obergeschoß benutzt wurde, was man am Knarren der Dielen hören konnte, so mußte man im 1. Obergeschoß fluchtartig das Kabuff verlassen, da eine übelriechende Dusche bevorstand. Die kommunale Wohnungsverwaltung ließ sich zu einer Mietminderung von 45 % = 4,35 Mark herab und vergütete mir monatlich 3,00 Mark "für Reinigungsarbeiten im TC-Raum". Der verbleibende zu entrichtende Mietpreis betrug daher monatlich 2,30 M. Fürwahr eine Traummiete, und darüber hinaus bin ich durch häufiges Reinigen des Örtchens für den Rest meines Lebens wahrscheinlich gegen Allergien gefeit.

Etwas mehr ekeln mußte sich schon ein Kohlenmann, der einige Zentnersäcke mit Briketts für ein Rentnerehepaar brachte. Er mußte durch einen engen Zwischenraum zwischen dem Haus und der Nachbarwand hindurchlaufen und um sich Weg zu ersparen, nahm er immer zwei Säcke auf einmal. Mit den vollen Säcken kam er unbeschadet über die Blechabdeckung der Klogrube. Als er mit den leeren Säcken zurückkam, fiel er durch die verrostete Abdeckung. Geistesgegenwärtig winkelte er die Arme ab und konnte sich so auf den Rändern der Grube abstützen. Er bekam nach dem Unfall einen neuen Arbeitsanzug von der kommunalen Wohnungsverwaltung und die Klogrube bekam endlich einen neuen Deckel.

Wenn es in der Scherfgasse auch kleine Mißlichkeiten gab, so wußte ich bereits damals, daß es immer noch Menschen gibt, denen es schlechter geht als mir, nicht nur in Afrika, sondern auch in der Stadt der deutschen Klassik. Denn die sanitären Verhältnisse waren damals noch wahrhaft klassisch. Mein Freund Dirk bewohnte im Hause der Witwe Hölbig in der Schillerstraße ein Zimmerchen, das zum einen viel kleiner war als mein Gewölbe, und darüber hinaus noch über eine Spezialität verfügte, die bereits selten geworden war: ein Tonnenklo. Im Zimmerchen hatte ein Bettchen Platz, das eine ganze Wandseite einnahm, ein Tischlein, ein Stuhl und ein schmales Regal vervollkommneten die Einrichtung, in der Ecke stand ein sogenannter Kanonenofen. Die Tür schlug zu allem Überfluß nach innen auf, so daß die drangvolle Enge verstärkt wurde. Aber das Klo war die Attraktion. Bereits wenn ein Besucher das Haus betrat, schlugen ihm süße Düfte entgegen. Neben dem Hausflur befand sich ein Raum, in welchem eine mannshohe Holztonne stand, und in diese Tonne führte das Rohr von den Toiletten. Wenn ungefähr eine Woche

vergangen war, kam ein Lkw und die volle Tonne wurde aus dem Haus gerollt, und eine leere Tonne herein. Ich habe immer den Herrn bewundert, der die Tonnen rollte, und der bei den Fahrten durch die Stadt ungerührt neben seinen Tonnen auf der Ladefläche des Spezialfahrzeugs stand und dabei mit Seelenruhe sein Pfeifchen schmauchte.

Das war aber auch nicht der Höhepunkt der Klassik. Noch abenteuerlicher ging es in der Kleinen Kirchgasse 11 zu, die vom Kraftfahrer Sigggi im 2. Obergeschoß und einer jungen Frau namens E. im ersten Obergeschoß bewohnt wurde. Im 3. Obergeschoß wohnte der Student L. als Untermieter. Sigggi und L. behaupteten unisono, daß man auf dem Trockenklo im Erdgeschoß Sommersprossen bekommen würde, und es hatte jeder seine eigene Lösung gesucht. Sigggi hatte mit etwas Geschick sein Klo an die Dachrinne angeschlossen. Wegen eben diesem Geschick wurde er später Hausmeister in einem Schauspielertift.

L. hatte neben der Wohnungstür im Treppenhaus einen Metallkübel stehen, in den er urinierte. Bei den harten Sachen ging er in Gaststätten oder in ein nahegelegenes Studentenwohnheim. Den Kübel trug er, wenn dieser voll war, die Treppe herunter und goß ihn aus. L. veranstaltete abends oft sogenannte Feten. Wenn die jungen Damen nach der Toilette verlangten, beschrieb er den Weg. "Du mußt aus der Wohnungstür raus, und gleich rechts um die Ecke ist es". Die jungen Damen gingen aus der Tür heraus in den dunklen Hausflur und suchten an einem speckigen Wandbehang, der einmal ein Gobelin gewesen war, nach einer Türklinke. Da war aber keine, sondern unten stand der Bottich. Einmal war Ulli W. zu Besuch und er fand den Bottich nicht. Er öffnete das Fenster und pinkelte in den Hof auf die Wäsche von E.

Das war aber immer noch nicht die Spitze der deutschen Klassik. Wer näheres über das 18. Jahrhundert wissen wollte, mußte sich in die Marstallstraße in das Haus der Witwe Heller begeben. Hier befand sich im Haupthause überhaupt kein einsamer Ort, sondern im Garten befand sich eine baufällige Hütte. Wenn im Hause Fremde weilten, trat im Bedarfsfall die sogenannte Bratpfanne in Aktion. Es war ein Metalltopf mit einem langen Holzstiel, der in einem Durchgangszimmer untergebracht wurde. Die beiden Türen wurden in der Regel bewacht, um Störungen zu vermeiden. Wenn nach dem Örtchen gefragt wurde, sagte der Veranstalter David F. (heute ein europaweit bekannter Spezialist für seltene Käfer) mit ernstem todtraurigen Gesicht und im allgemeinen recht laut, sozusagen ungerührt: "Babsi, hol mal die Bratpfanne". Eine ganz ähnliche Beschreibung der sanitären Verhältnisse habe ich beim Studium der Werke des Historikers Kulischer gefunden, der die fäkalen Besonderheiten am Hofe Ludwigs des XV. in Versailles untersucht und publiziert hatte.

1984 Der Schubkarrenkauf

Früher brauchte man unbedingt eine Schubkarre zum Leben. Man konnte Steine einladen und wegfahren, man konnte die Frau zum Ziehen vorspannen, wenn es arg bergauf ging, man konnte Mörtel oder Putz in der Schubkarre mischen, man konnte sie bei der Apfelernte und beim Mistfahren einsetzen und man konnte betrunkene Burschen mit der Schubkarre nach Hause fahren, wenn Kirmse war. So eine Schubkarre brauchte ich nun auch, denn ich wurde langsam erwachsen.

An der Ecke Meierstraße/Pieckstraße gab es einen Werkzeugladen. Die Freundin arbeitete in der Meierstraße und so hatte sie Gelegenheit, den Laden an der Ecke genau zu observieren, ob Schubkarrenlieferungen zu verzeichnen wären. Nach einigen Wochen war es soweit. Kurz nach Beginn der Mittagsschließzeit wurden drei

Schubkarren abgeladen. Die Freundin bemerkte das Abladen, sah nach, daß der Laden um 15 Uhr wieder öffnete und genau zu dieser Zeit stand sie vor der Ladentüre. Es wurde pünktlich geöffnet, aber die drei Schubkarren hatten sich innerhalb von zwei Stunden in nichts aufgelöst. Nun war guter Rat teuer. Mit normalen Methoden war offensichtlich nichts zu machen. Die Freundin schrieb deshalb eine Eingabe an den Rat der Stadt. Bereits nach einigen Wochen erhielt sie die Mitteilung, daß in der BHG Magdala eine Schubkarre eingetroffen und reserviert worden wäre. Sie rief mich sofort an, ich ließ die Arbeit stehen und liegen und machte mich froh gestimmt, aber doch etwas eilig und bang auf den Weg nach Magdala. Auf dem Weg malte ich mir immer wieder aus, daß die Karre bis zu meinem Eintreffen noch gestohlen werden könnte, oder daß der Rat der Stadt es sich anders überlegen könnte, aber die Karre war tatsächlich noch vorhanden, als ich eintraf. Ich bezahlte, gab noch ein Trinkgeld, bedankte mich dreimal und machte mich mit der Karre glücklich auf den Heimweg. Die Stadtregierung hatte nicht geknausert, es war eine besonders schöne, große und stabile Karre. Aber sie paßte deshalb in kein Auto. Ich überlegte, ob man einen Hänger besorgen sollte, wen man anrufen könnte, aber die mir einfielen, hatten alle kein Telefon, und die Telefon hatten, verfügten über keinen Hänger. So mußte ich schieben. Nach Mellingen waren es gute 4 Kilometer. Die Arme wurden schon etwas länger, obwohl die Schubkarre leer war. Ich erinnerte mich, daß die Alten vom Schubkarrenrennen zwischen Weißenfels und Leipzig erzählt hatten. Damals wurde mit Radeperlen um die Wette gerannt. Aber bei den Radeperlen mußte man wenigstens nicht so breit greifen, und die waren auch leichter. Auf den 5 Kilometern von Mellingen nach Umpferstedt mußte ich die Karre schon ein paarmal absetzen, um die Arme auszuruhen. Von Umpferstedt nach Süßenborn wurde die Sache langsam qualvoll, ich habe länger auf dem Feldweg gestanden, als geschoben. Schließlich kam ich mit der Schubkarre die Kummelgasse heruntergefahren, rein in den Ort Süßenborn. Im ersten Haus links wohnte der Nachbar Schowald. Er stand gerade auf der Gasse und fragte mich, wo ich mit der Karre herkäme. Obwohl ich glaubte, er würde mich für verrückt erklären, rückte ich mit der Wahrheit raus. Er lächelte aber nur milde, und sagte: "Ach, hätteste mir Bescheid gesagt, dann hätte ich dir die Karre gefahren".

1984 Bringen Sie mir den Koch

Wenn jemand ausreiste, war es üblich, daß man sich im Kreise der Zurückbleibenden vorher noch einmal ordentlich betrank. Nun war die Zeit gekommen, daß Erich B. und seine Frau mit der Ausreise an der Reihe waren. Sie luden ihre Bekannten in die Wirtschaft "Alt-Weimar" ein. Zu den Bekannten gehörte auch Inga P. Inga war für ihr loses Mundwerk berühmt und berüchtigt. Alle Gäste hatten ihr Essen schon bestellt, und Inga war als letzte dran. Sie fragte den Kellner, was er empfehlen könne. Der Kellner antwortete, daß er alles empfehlen könne, da er einen hervorragenden Koch habe. Darauf Inga: "Dann bringen Sie mir den Koch".

1984 Kultur auf dem Lande

Obwohl damals in den Zeitungen noch weniger stand als heute, wurden sie früher genauer gelesen als heute. Das gab man aber nicht zu. Die Nachbarin stand auf der Gasse, ich nahm den Briefkasten aus, und beim ausnehmen rief ich rüber: "Zum Zeitungslesen haben **wir** keine Zeit ! Wir lesen **höchstens** die Anzeigen !"

Die Zeit vertrieb man sich zum Beispiel mit Wasserpumpen. Das Wasserholen war im Sommer noch ein Spaß. In der warmen Jahreszeit mußte man pro Eimer etwa 23 mal pumpen. Im Winter waren es etwa doppelt so viele Pumpenhübe, da man das Standrohr jedesmal mit vollpumpen mußte. Aus dieser Situation entwickelte sich eine gewisse Sparsamkeit mit Wasser. Im Sommer verbrauchten wir oft 5 Eimer und mehr, im Winter wurden maximal 2 Eimer verplanscht. Im Sommer wurde die Waschmaschine einfach unter die Pumpe gerollt, vollgepumpt, und dann wurde gleich auf dem Hof gewaschen. Auf dem Hof wurde es oft gesellig, da die Nachbarin Maria keine eigene Pumpe hatte. Sie kam zum Wasserholen und beim Pumpen erfuhr man oft die Dorfneuigkeiten. Leider waren wir nie ganz sicher, welche Richtungen der Informationsfluß nahm, nämlich ob von uns nicht auch Nachrichten ins Dorf liefen.

Unweit der Pumpe befand sich der stille Ort in einem Bretterhäuschen. Ob Winter oder Sommer, es gab kein Wenn und Aber. Geschwindigkeit, Konzentration und Genauigkeit in den Bewegungsabläufen waren angesagt. Wenn ich zum Örtchen startete, begann ich an der Haustüre zu zählen. Selten war ich weiter als 20 gekommen, wenn ich die Haustüre nach gemachten Geschäften wieder erreichte.

Einmal feierten wir Geburtstag, und der Architekturkritiker Olaf W. mit seiner Gattin beehrte uns zum Kaffee. Irgendwann mußte seine Frau einmal heraus. Nach ein paar Minuten kam sie zurück und nahm wieder Platz. Aber etwas stimmte nicht. Sie nestelte an ihrer Gesäßtasche und gab bekannt, daß ihr Ausweis fehle. Ihr Mann wurde sofort leichenblaß und ich ging hinaus, um nachzusehen. Die Gutste hatte großes Glück gehabt. Bei einer Wasserspülung hätte sie ihren Ausweis nie wiedergesehen. Aber unter dem Klodeckel sah es so aus: Aus einem See erhob sich in der Mitte eine gebirgige Insel und auf dem höchsten Gipfel lag der Ausweis. Die Seite mit Hammer, Zirkel und Ährenkranz lag unten. Ich holte eine Hacke und konnte den Ausweis mit diesem praktischen Unkrautbekämpfungsinstrument bergen. Ich war gerade bei der Feinreinigung des Dokuments, als Olaf aus der Haustüre kam und mich fragte, ob er helfen könne. Es war nichts mehr zu helfen und der Geburtstag konnte weiter gefeiert werden. Olaf W. wurde ein paar Jahre später Ästhetikprofessor.

1988 Die Welt will betrogen sein

1988 war die Speisekammer mit der Renovierung dran. Die Speisekammer gehört zu den größeren Räumen im Haus. Sie ist 5 Meter lang und 1,50 m breit. Ich hatte mir vorgenommen, den grauen Fußbodenestrich durch die stumpfen gelben Fußbodenfliesen zu ersetzen, von denen ich noch einen Vorrat hatte. Einige Tage vor dem geplanten Beginn der Arbeiten stellte ich fest, daß die Reste nicht ganz reichen würden. Es fehlten ungefähr 2 Pakete. Nun war guter Rat teuer. In Weimar und Erfurt war nichts zu machen. Aber da gab es ja in Jena die BHG, die immer etwas besonderes hatte. Ich rief an und tatsächlich waren die gelben stumpfen Fliesen am Lager. Allerdings teilte mir die Verkäuferin mit, daß die Fliesen noch nicht verkauft werden könnten, da der Preis noch nicht feststehe. Es handele sich um 2. Wahl, und für 2. Wahl habe die BHG noch keinen Preis. Ich solle in einigen Tagen noch einmal anrufen. Ich rief alle zwei Tage an, und immer wieder fehlte es am Preis. Eines Tages war es soweit. Die Verkäuferin teilte mir mit, daß zwar immer noch kein Preis bekannt sei, daß das Lager aber geräumt werden müsse, und daß die Fliesen deshalb auf Rechnung verkauft werden würden. Mir stand einen Moment der Verstand still. Auf Rechnung verkaufen, das bedeutete, daß man den Ausweis

vorzeigen mußte. Und aus dem Ausweis konnte man erkennen, daß ich nicht im Kreis Jena ansässig war. Die BHG Jena verkaufte aber nur in die Stadt und den Kreis Jena. Bauern aus dem Kreis Weimar wurden einfach unverrichteter Dinge weggeschickt. Ich beschloß trotzdem mein Glück zu versuchen. In meinem Ausweis war mein Wohnort handschriftlich eingetragen: Mechelroda. Es war zwar einigermaßen gut zu lesen, aber wenn man nicht so genau hinsah.....? Im Kreis Jena gab es einen Ort namens Münchenroda. Ich verließ meine Arbeitsstelle, fuhr nach Hause und zog mir schlechte Sachen an: Eine alte zerfetzte Wattejacke, eine Arbeitshose, Gummistiefel und eine Schirmmütze, die schon zahlreiche Produktionsschlachten mitgemacht hatte. Ich sah aus, als wenn ich nicht bis drei zählen könnte, und genau so wollte ich aussehen. Dann fuhr ich mit dem alten Trabant in die BHG nach Jena. Ich reihte mich in die Fliesenschlange ein und als ich dran war, fragte mich die Verkäuferin nach der begehrten Menge und wo ich wohnen würde. Mit sehr undeutlicher Aussprache und rauher erhobener Stimme (wie ein alter Dustrich, dem schon alle Zähne fehlen) sagte ich "aus Mücheruuhdo" und gab meinen Ausweis zur Registrierung der Personenkennzahl hin. Die Verkäuferin las im Ausweis Münchenroda, und für Münchenroda Nr. 34 schrieb sie die Rechnung aus. Mitgeben konnte sie mir die Rechnung nicht, da der Preis ja noch nicht feststand. Sie versprach, die Rechnung sobald als möglich zuzuschicken. Na, dachte ich, der Bauer, der in Münchenroda Nr. 34 wohnt, wird sich freuen, wenn er die Rechnung erhält. Mit dem Entnahmeschein ging ich zum Lager und lud meine gelben Fliesen auf. Dann fuhr ich vom Hof. Solange hatte ich mir das Lachen verbissen, aber als ich vom Hof war, kullerten mir vor Lachen die Tränen über die Backen. Wieder im Betrieb angekommen, erzählte ich die Geschichte zur Erheiterung den Meistern und Brigadiern und war der Held des Tages. Ich baute die Fliesen noch am selben Abend ein und am nächsten Tag rief ich in der BHG Jena an, daß die Fliesen schon eingebaut seien und die Rechnung nach Mechelroda Nr. 34 geschickt werden müsse. Die Verkäuferin ertrug gelassen.

1989 Wo alle klauen, kommt keinem was weg

Am ersten Mai 1989 ging ich wieder Fahnen zählen. Hingen 1988 noch 8 Fahnen im Dorf, waren es 1989 nur noch 4. Die vierte wurde erst gegen Mittag aufgehängt. Es ging sichtbar dem Ende zu. Aber womit mochte das zusammenhängen ?

Als ich 1987 in der ZBO Weimar-Land zu arbeiten anfang, konnte man von einigen Fliesen abgesehen, alle Baustoffe vom Betrieb erwerben, manchmal wurden sie auch geklaut. Ich erinnere mich an Freitage, wo viele Maurer an ihren Trabantenhänger zu hängen hatten. Der Hänger für den Trabant hieß damals im Volksmund "Klaufix". 1988 wurde das Sortiment, das im Betrieb erworben werden konnte, eingeschränkt. Im Frühjahr 1989 wurde bekanntgemacht, daß an die Werkstätigen der ZBO keine Baustoffe mehr verkauft werden.

Ich habe mich damals oft gefragt, ob nicht hätte so geplant werden können, daß wenigstens Nägel, Zement, Bretter, Schrauben und Trabantersatzteile zu erlangen waren? Ich behauptete einmal, daß einige wenige Grundbedürfnisse sogar mit einer Planwirtschaft hätten befriedigt werden können.

Sicher war auch ein Grund für das Desaster, daß alle verbleibenden Kräfte des Staats in den russisch-preußischen Militarismus, den russisch-preußischen Überwachungsstaat, in die Korruption der herrschenden Ostberliner, Strausberger und Potsdamer Kaste sowie in die Herstellungskosten für einen matten Glanz in der Halbmétropole Ostberlin flossen.

Ein wesentlicher Grund für die Mangelwirtschaft ist jedoch bisher übersehen worden: Ohne Mangel an Waren und Dienstleistungen hätte der Sozialismus nicht 40 Jahre überleben können. Wie hätten Spitzel gefügig gemacht werden sollen, für ihre Dienstleistungen? Wie hätten jährlich tausende Schulabgänger motiviert werden können, in eine halbasiatische Armee als Fähnrich oder Offiziersanwärter einzutreten? Wie hätten immer wieder Menschen dazu gebracht werden können, Lehrer zu werden und stalinistische Gebetsmühlen zu drehen? Wie hätte das ganze Lügengebäude funktionieren sollen, ohne Druck? Und wie kann man Druck herstellen, ohne Not?

In der Staatlichen Plankommission müssen Spezialisten gesessen haben, die dafür sorgten, daß Nägel, Zement, Bretter, Schrauben, Trabantersatzteile, Fliesen, Armaturen, Bauholz, Möbel, Kühltruhen, Werkzeuge, Steine, Farbfernseher, Wohnungen und tausend andere Dinge im offiziellen Vertrieb planmäßig ordentlich knapp blieben. Und damit sorgten sie dafür, daß jeder Bürger, der etwas brauchte, die Obrigkeit betteln mußte und von ihr abhängig war. Denn die oben erwähnten Dinge gab es ja fast bis zum Schluß, aber nicht sofort, und nicht für jeden.

Wer einen Bau beginnen wollte, mußte erstmal im richtigen Betrieb arbeiten. Es war üblich, vorher in einen Baubetrieb oder in eine LPG zu wechseln. Und dort mußte man die richtigen Leute "am Arsch lecken". Man durfte nicht auffallen, mußte Maul halten, kleine Dienste leisten (für größere Dinge auch mehr Dienste), mußte am Ersten Mai zur Demonstration gehen, mußte in der Gewerkschaft und in der DSF sein, vielleicht noch in der Kampfgruppe oder im Reservistenkollektiv oder in der Feuerwehr oder in der Zivilverteidigung oder in der GST oder gleich in mehreren von Erichs Trachtengruppen. Zum Einwohnerforum mit dem Bezirksreferentenkollektiv war es angezeigt, dabeisein müssen zu wollen, und zur Wahl war es günstig, vor 8 Uhr zu falten. Es war angebracht, daß die Kinder keinen Widerstand gegen die Offizierswerbung leisteten oder ersatzweise wenigstens eine Lehrerlaufbahn einschlugen. Gerne wurde auch gesehen, wenn die Bauwerber in die Partei eintraten, wo der Arbeiteranteil immer erhöht werden sollte. Am Kartoffeleinsatz mußte man teilgenommen haben, oder am Gurkenhacken oder bei der Tomaten-, Erdbeer- und Apfel-ernte. Wenn niemand etwas von den Bonzen gewollt hätte, hätten die den ganzen Mist alleine machen müssen.

Nun gehörte es freilich zum Gelingen der Erpressung, daß alle begehrten Materialien, Güter und Dienstleistungen aus bewährten Händen verteilt wurden. Im Baustoff-, Auto- und Möbelhandel achteten Stasi und Partei darauf, daß vor allem zuverlässige Leute die Schlüssel zu den wirklich wichtigen Vorratskammern besaßen. Nach entsprechender Buchführung über die guten und bösen Taten ihrer Untertanen bestimmten Betriebsleiter, Parteisekretäre, LPG- Vorsitzende, Kaderleiter, und MfS- Kader, wer würdig war, mit den Segnungen der Zivilisation bedacht zu werden.

Zur Sicherheit hatten die Bonzen noch das Transportmonopol für Güter, die größer waren, als der Trabantträger hergab. Nachdem Einzelbauern und private Transporteure beseitigt worden waren, mußte der Traktorist oder Krafftfahrer wegen jeder Fuhre um Erlaubnis bei der Obrigkeit fragen, womit sich zum zweitenmal der Kreis von Liebesdiensten und guten Gaben schloß.

Die hier nur grob skizzierte Verfahrensweise zur Aufrechterhaltung des Systems hatte zum Schluß auch in Sachsen und Thüringen einen erheblichen Nachteil für ihre Veranlasser, der zum Verhängnis wurde. Es waren die Verbraucher von Baumaterial, Autos, "Heimelektronik" und Möbeln, die der Macht in den Rücken fielen, da sie wußten, daß man unter veränderten Umständen statt durch Betteln und Stehlen auch durch Kaufen Eigentum erwerben kann. Zum Ergattern und Stehlen war 1989 nicht

mehr viel da. Blieb nur noch Kaufen. Das geht aber, wie jeder weiß, im Sozialismus nicht.

Mein alter Großonkel hatte sein eigenes ökonomisches Grundgesetz des Sozialismus: "Wo alle klauen, kommt keinem was weg!"

Wenn der Speicher leer ist, und das Diebesgut alle, dann gilt das Gesetz nicht mehr. Dann ist Feierabend. Und nachdem alles knapp war, wurden auch die Fahnen knapp.

1989 Der letzte politische Witz

Honecker kommt aus Versehen an das Himmelstor. Er führt zwei Koffer mit sich. Petrus bedeutet ihm, daß er sich abwärts zu verfügen habe, und Erich geht die Treppe hinab zur Hölle. Nach einer Weile merkt Petrus, daß Honecker seine beiden Koffer vergessen hat. Am nächsten Tag kommen zwei kleine Teufelchen herauf und melden sich bei Petrus an. "Das ist aber sehr nett von Euch, daß ihr die beiden Koffer abholen wollt !" lobt Petrus die beiden. "Wir kommen nicht zum Abholen der Koffer, sondern wir sind die ersten Flüchtlinge!"

1989 Überall anstehen

Am 10. November standen im ganzen Ländchen einige Millionen Leute Schlange, um sich den Visumsstempel in den Ausweis drücken zu lassen. In Weimar reichte die Schlange etwa dreireihig einige Hundert Meter lang vom Eingang der Polizei bis knapp zum Eingang der Engels-Schule. An den folgenden Tagen verlagerten sich die Schlangen an die Tankstellen und von dort auf die Straßen und Grenzübergangsstellen. Mit dem vollgetankten Trabbi und gefüllten Treibstoffkanistern ging es auf der F 85 in Richtung Grenze. Bis nach Blankenhain waren wir fast alleine auf der Straße, durch Neckeroda und Teichel lief der Verkehr noch flüssig, aber an der Stadtgrenze von Rudolstadt war Schluß. Hier begann der Rückstau von der Grenze. Mit viel Geduld kamen wir nachmittags in Bayern an und die erste Stadt hinter der Grenze hieß Ludwigsstadt. Wir suchten die Bank auf, um das Begrüßungsgeld abzuholen und mit dem neuen Geld gingen wir in das Papierwarengeschäft auf der anderen Straßenseite, um eine Landkarte von Deutschland zu kaufen. Im Laden war schon wieder eine Schlange aus lauter Leuten, die alle dasselbe wollten: Deutschlandkarten. Der Franke hinter dem Ladentisch, lächelte verschmitzt und bemerkte nicht ohne Häme: "Die Landkarten habe ich heute alle verkauft, aber sie müssen keine Angst haben. Es werden neue gedruckt." Und so kam es auch.

August Bebel prophezeite einmal, daß das preußische Kaiserreich mit Blut und Eisen geschaffen worden sei, und daß es an Blut und Eisen zugrundegehen würde. Wenn er 1949 noch gelebt hätte, so hätte er vielleicht vorhergesagt, daß die DDR während des Schlangestehens gegründet worden sei, und daß sie während des Schlangestehens zugrundegehen würde.